

# **Metamorphose**

Michael Vogel

23. Juli 1998

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1</b>	<b>Der Anfang</b>	<b>2</b>
<b>2</b>	<b>Das Erwachen</b>	<b>3</b>
<b>3</b>	<b>Die Untersuchung</b>	<b>5</b>
<b>4</b>	<b>Die Metamorphose</b>	<b>6</b>
<b>5</b>	<b>Abschluß</b>	<b>11</b>
<b>6</b>	<b>Das Ende</b>	<b>14</b>
<b>7</b>	<b>Schlußbemerkung</b>	<b>15</b>

# 1 Der Anfang

Ich wünsche dem Finder dieser Zeilen einen guten Tag. Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, aber vorher möchte ich mich Ihnen vorstellen, ich nenne mich Wing. Sie werden sich jetzt sicherlich fragen, woher ich diesen Namen habe, wer mir diesen Namen gab, denn Wing ist ja schließlich kein normaler oder bekannter Name, wie zum Beispiel Martin, Jürgen, Holger oder Rüdiger. Und das war einmal mein Name, Rüdiger. Aber es scheint mir so lange her, fast als käme es aus einem anderen Leben. Und richtig, irgendwie stimmt es auch, denn dieser Name paßt heute nicht mehr zu mir, er klingt viel zu normal.

Vielleicht sollte ich jetzt zuerst erklären, wieso ich mich Wing nenne? Sie wissen, was das Wort bedeutet? Es heißt auf Englisch Schwinge, beziehungsweise Flügel. Ich trage diesen Namen zurecht, denn meine Schwingen sind beeindruckend. Ich kann mir schon fast vorstellen, was sie jetzt wohl denken müssen: „Schwingen? Seit wann tragen Menschen Schwingen?“ Richtig, ich bin kein Mensch, zumindest sehe ich nicht so aus, nicht mehr, obwohl ich einmal ganz normal war, normal aufgewachsen, normal zur Schule gegangen, einen normalen Job gehabt habe, nur dann hatte sich alles mit einem Schlag oder besser gesagt mit einem Stich geändert.

Aber ich schweife ab. Ich wollte jetzt endlich erklären, wer beziehungsweise was ich bin. Haben Sie sich schon mit Fabelwesen beschäftigt? Stellen Sie sich ein Wesen vor, etwa so groß wie ein Mensch. Mit zwei Armen und zwei Beinen, einem Kopf mit einer Nase, zwei Augen, zwei Ohren, einem Mund. Soweit, so menschlich.

Aber jetzt stellen Sie sich weiter vor, das Wesen hätte spitz zulaufende Ohren und blaue Haare. Außerdem stellen Sie sich bitte vor, daß sich statt der normalen weichen menschlichen Haut über die Knochen und Muskeln etwas spannt, das man entfernt als reptilienähnlich bezeichnen könnte, zum Teil ledrig, zum Teil schuppenartig, nur daß es statt grün rot ist. Auffallend, nicht war?

Stellen Sie sich bitte weiter vor, dieses hier beschriebene Wesen hätte einen langen Schwanz und Krallen an Händen und Füßen, und um die Beschreibung abzuschließen, Flügel. Flügel, die irgendwie an Fledermausflügel erinnern, nur daß sie dieselbe Farbe wie die Haut besitzen, rot. Interessantes Wesen, nicht wahr? Was würden Sie sagen, wenn so ein Wesen bekleidet mit nur einer Art Lendenschurz im Supermarkt an der Ecke auftauchen würde, um sich Lebensmittel zu kaufen? Sie wären doch sicherlich sehr verwundert, oder? Stellen Sie sich vor, Sie wären dieses Wesen, können Sie sich diese Problematik vorstellen? Ist nicht Ihr Problem, denken Sie jetzt bestimmt. Und da haben Sie recht, es ist wirklich nicht Ihr Problem, sondern meins, denn ich bin dieses Wesen.

Erschreckt? Das sollten Sie nicht sein. Ich bin nicht böseartig und ich bin kein Tier, außerdem werden Sie mich wahrscheinlich nie sehen, denn ich verstecke mich. Ich verstecke mich, seitdem Rüdiger starb und Wing geboren wurde.

Ich denke, daß Sie jetzt bereit sind, sich meine Geschichte anzuhören, vielleicht helfen Sie mir am Ende sogar? Lesen Sie sich die Geschichte gut durch, denn genau so etwas könnte auch jederzeit mit Ihnen geschehen.

Es war ein Frühlingsabend, wenige Tage nach meinem 32. Geburtstag. Ich wollte noch einmal mit Schnüffel, meinem Hund durch den Park gehen. Er heißt eigentlich anders, aber seit

er dem Welpenalter entwachsen ist, hängt er seine Nase in alles, wirklich alles rein, was sich bewegt oder auch nicht. Keine Laterne wird ausgelassen, kein Hundehaufen. Das ist ziemlich anstrengend für den, der Gassi geht, zumal er ein Mischling aus Schäferhund und Dobermann ist und deshalb über eine nicht zu unterschätzende Kraft verfügt.

Aber jetzt zurück zum Thema. An diesem Abend ging ich mit Schnüffel spazieren und er ließ wieder keine Stelle aus, die irgendwie verlockend roch, und für einen Rüden schien es alle paar Meter etwas Verlockendes zu geben.

Es war schon später, kurz vor elf Uhr, ich mußte am nächsten Tag früh aufstehen, deswegen wollte ich den Weg abkürzen. Sie kennen diese Stelle in der Nähe des Nordausgangs? Leider hat die Stadtverwaltung dort nie Laternen aufgestellt, deswegen war es um diese Uhrzeit dort schon sehr dunkel. Ich kannte den Weg, deswegen hatte ich keine Probleme. Schnüffel hatte noch weniger Schwierigkeiten, denn er mußte sich den Weg lediglich erschnüffeln.

Auf einmal riß sich Schnüffel los, mir war so, als ob ich kurz zuvor ein Geräusch gehört hatte, vielleicht hatte er darauf reagiert? Vielleicht hatte er ein Kaninchen gewittert? Ich habe ihn natürlich gerufen, aber er reagierte nicht. Ich lief ihm hinterher, mehr stolpernd als laufend, immer den leiser werdenden Geräuschen nach.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch direkt vor mir. War Schnüffel umgekehrt? Es war jetzt absolut finster, ich konnte wirklich nichts mehr erkennen, also hielt ich an. Als das Geräusch ganz nah war, erkannte ich, daß es etwas oder jemand anderes sein mußte, aber da war es schon zu spät.

Ich spürte noch einen Luftzug, einen Stich, und mir schwanden die Sinne. Das Letzte, was mir in den Sinn schoß war: „Mist, du mußt morgen arbeiten“, als ob das irgendwie wichtig wäre. Nun ja, es ist nun über ein Jahr vergangen, und die Firma existiert immer noch, ich scheine also ersetzbar gewesen zu sein.

## 2 Das Erwachen

Als ich erwachte, war mein erster Gedanke, „Wo bist du?“ mein Zweiter, als ich versuchte, mich zu bewegen: „Oh, was für ein Brummschädel“. Ich kann ihnen sagen, die Nachwirkungen von Narkotika übertreffen jeden Alkoholkater. Ich fühlte mich matt, mir war schwindlig und übel. Als ich es endlich schaffte, meine bleiernen Augenlider zu öffnen, sah ich mich um. Zuerst sah ich alles nur durch einen Grauschleier, der sich aber nach kurzer Zeit lichtete. Dann fiel mir auf, daß ich nichts mehr bei mir trug. Keine Kleidung, keine Uhr, kein Schmuck.

Ich lag auf einem einfachen, etwas harten Bett mit einem weißen Laken und einer weißen Decke. Die Streben am Kopf und am Fußende waren ebenfalls weißlackiert, etwa so wie bei Krankenhausbetten. Der Raum war nicht groß, wahrscheinlich drei Meter breit, vier Meter lang und drei Meter hoch. Die Wände waren weiß gestrichen, auch das erinnerte mich an ein Krankenhaus. . . nein, nicht ganz, etwas war merkwürdig an der Tür, an den Fenstern. . . Moment, welches Fenster? Statt eines Ausblicks waren vier Lüftungsgitter in der Decke, jeweils eins in jeder Ecke.

Die Gitter waren etwa einen Meter breit und lang und mit dickem Stahlrohr gesichert. Die Tür war eine solide wirkende Stahltür mit einem Schlitz in Augenhöhe und einem Schlitz unten. Dieser Raum war kein Krankenzimmer, es war ein Gefängnis!

Ich versuchte, mich aufzurichten. Schon nach dem zweiten Versuch hatte ich es geschafft, nicht wieder zurückzusinken. Ich ließ die Beine von der Bettkante hängen, und ließ sie zu Boden sinken, während ich mich weiter aufrichtete.

Der Boden war eiskalt! Dieser Schock genügte, um mich munter werden zu lassen, ich konnte mich jetzt weiter umsehen.

Ich entdeckte in jeder Ecke eine Glasscheibe und dahinter etwas, das anscheinend eine Kamera war, ich wurde also überwacht und hatte keinerlei Möglichkeit, mich irgendwie zu verstecken, denn das einzige, das sich sonst noch in der Zelle befand, waren eine Toilette und ein Waschbecken mit Wasserhahn.

Ich setzte mich zurück auf mein Bett. Jetzt erst fing mein Verstand an zu funktionieren. Bisher hatte ich alles mechanisch aufgenommen und registriert, nun schwappte eine Flut von Fragen, gewürzt mit einer Prise Verzweiflung über mich her. Warum war ich hier? Wer hatte mich gefangengenommen? Wo war ich überhaupt?

Als ich darüber nachdachte, hörte ich ein Geräusch, als ob jemand einen Lautsprecher einschaltete und danach eine Stimme, die darüber zu mir sprach.

„Guten Tag“, erklang es. „Sie werden sich sicherlich fragen, warum sie hier sind.“

„Das ist mir egal, ich will ich hier einfach nur raus!“

„Gedulden sie sich.“ antwortete die Stimme mit einer Mischung aus distanzierter Höflichkeit und Bestimmtheit. Mir wurde klar, daß diese Stimme zu einer Person gehörte, die daran gewöhnt war, daß man ihr mit Respekt begegnete. „Ich habe ein kleines Experiment mit ihnen vor. Wenn alles so funktioniert, wie ich es mir vorstelle, dann werden sie ein Meilenstein auf dem langen Weg der Wissenschaft zur Vollkommenheit. Wenn nicht, nun ja, der Wissenschaft muß von Zeit zu Zeit ein Opfer erbracht werden. Aber egal was im Verlauf des Experiments auch passieren wird, sie sollten stolz sein, hier sein zu dürfen!“

„Stolz?“ antwortete ich, und ich hoffte, daß er die Verachtung hören würde und nicht die Verzweiflung. Ich entschloß mich, die Flucht nach vorne zu ergreifen. „Ich weiß nicht, was sie vorhaben und es interessiert mich auch nicht im Geringsten, aber wenn sie Experimente vorhaben, dann kaufen sie sich lieber Ratten, die werden ihnen weniger Schwierigkeiten bereiten als ich!“

„Welche Schwierigkeiten wollen sie mir denn bereiten? Außerdem sind meine Versuche an Tiermodellen abgeschlossen, ich benötige jetzt anderes Material um meine Ergebnisse zu bestätigen.“

„Material? Ich bin für sie nur 'Material'? Das ist menschenverachtend!“

„Diskussionen über Humanität sind für den Erfolg des Experiments nicht von Bedeutung. Aber genug der Rede, ich muß sie jetzt untersuchen. Legen sie sich auf das Bett.“

„Was passiert, wenn ich das nicht tue?“

„Dann werden sie sich möglicherweise verletzen, wenn sie aufgrund des Gases bewußtlos werden, das ich in diesem Moment in ihre Zelle einleite.“

Ich merkte, wie mir schon wieder schwindlig wurde. Instinktiv versuchte ich noch, mich behutsam auf den Boden zu legen, doch ich wurde wohl schon vorher bewußtlos. Mein letzter Gedanke war: „Bitte lass' die Nebenwirkungen diesmal nicht so schlimm sein!“

### 3 Die Untersuchung

Als ich wieder aufwachte, lag ich auf einer harten, flachen Unterlage. Ich wollte mich aufrichten, um mich umzusehen, aber meine Hände, die Füße und der Oberkörper waren auf dieser Unterlage festgeschnallt, von der ich annahm, daß sie eine Art Untersuchungstisch war.

Der Raum, in dem ich mich diesmal befand, hatte wieder diese sterile weiße Farbe, habe ich schon erwähnt, daß ich Weiß hasse? Naja, nicht so wichtig, aber langsam ging mir diese Geschichte auf die Nerven. Ich wünschte mir um alles in der Welt, wieder zu Hause zu sein. Verschwendete Gedankenkraft, viel wichtiger war es jetzt, Informationen zu sammeln, das lenkte vielleicht die Panik ab, die sich mir auf leisen Sohlen näherte, und vielleicht konnte es mir sogar später helfen.

Dieser Raum war etwa fünf mal zehn Meter groß. Es standen dort allerlei seltsame Apparaturen herum, die ich schon in irgendwelchen Arztserien gesehen hatte. Irgendwie sah das alles nach einer Mischung zwischen OP und Labor aus. Zu diesem Eindruck trug auch der große Labortisch an der rechten Wand bei, auf dem sich haufenweise Reagenzgläser, Flaschen und ähnliches Zeug türmte. Links von diesem großen Tisch, in der Ecke, stand ein großer Schrank, vielleicht war es ein Kühlschrank. Aber das Wichtigste habe ich noch nicht erwähnt. Ich war nicht allein!

Links neben mir, nur zwei Meter entfernt, stand ein weiterer Untersuchungstisch. Darauf lag, ebenfalls angeschnallt, eine Frau. Ihre Augenlider flatterten, so als ob sie gerade erwachte, aber noch waren die Augen geschlossen. Ihre langen, pechschwarzen Haare hingen in Bahnen den Tisch herunter. Die Beleuchtung zauberte auf ihnen ein Wechselspiel der Reflexionen, fast wie ein Regenbogen.

Ihre dunkle, randfrei sonnengebräunte Haut schuf einen scharfen Kontrast zu dieser hellen Umgebung. Sie war groß, ich schätzte sie auf mindestens einen Meter achtzig, ebenso wie ich. Sie drehte mir ihr Gesicht zu, das eine zierliche, kleine Stupsnase zierte, die nicht so recht zu diesem durchtrainierten, muskulösen aber trotzdem femininen Körper zu gehören schien.

Auf ihrem rechten Oberarm hatte sie eine kleine Tätowierung, ein grüner, feuerspeiender Drache. Ich weiss nicht, woran es lag, vielleicht war es dieser Kontrast zwischen der kalten Umgebung und dieser Frau, die eine Insel der Wärme darstellte, vielleicht war es auch etwas anderes, aber ich fühlte mich zu ihr hingezogen.

Wir waren beide unbekleidet, und ich betrachtete mich, soweit es mir möglich war. Ich sah eine blasse Haut mit leidlich wenigen Muskeln, einem Bauchansatz und einer mäßigen Körperbehaarung, ich sah unscheinbar ihr gegenüber aus. Seltsam, wieso konnte ich in dieser Situation solche Gedanken haben?

Sie stieß ein paar leichte Stöhnlaute aus, dann öffneten sich ihre Lider und zwei große, dunkelbraune Augen schauten sich glasiert um. Als sie mich fanden, sprach ich sie an.

„Hallo! Bist du wach?“

„Ja, ich glaube schon“, hauchte sie die Worte mehr als sie sie sprach. „Wer bist du, wo sind wir, und warum sind wir hier?“ fragte sie mit einer kräftiger werdenden, tiefen Stimme.

„Ich heiße Rüdiger. Ich weiß leider auch nicht, wieso wir hier sind. Wie heißt du, und wie bist du hierher gekommen?“

„Ich bin Sonja. Heute morgen, so gegen halb vier bin ich durch den Wald gejoggt, da hörte ich auf einmal ein Knacken im Gebüsch und spürte einen Stich in der Seite, dann bin ich

auch schon bewußtlos zusammengebrochen.“ Sie sprach immer noch langsam und schleppend. Vielleicht lag es an den Medikamenten, aber ich hatte das Gefühl, daß sie die Situation noch nicht vollständig erfaßt hatte.

„Erinnert mich daran, wie es mir ergangen ist, mich hat es am Abend im Park erwischt. Hattest du auch schon eine Begegnung mit unserer Stimme?“

„Welche Stimme? Du meinst denjenigen, der uns gefangengenommen hat?“

„Ja. Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber er hat mir irgendetwas mit Forschung und Experimenten erzählt, bevor er mich wieder betäubt hat.“

Der „Doktor“ trat in den Raum. Er hat sich uns nie mit Namen vorgestellt, deswegen bleibe ich bei dieser Bezeichnung. Er maß zwischen einssechzig und einsiebzig, hatte grauschwarze Haare. Ich schätzte ihn auf etwa fünfzig Jahre. An sich sah er ganz normal aus – solange man nicht in seine Augen sah. Diese Augen, sie hatten etwas Stechendes, Fremdes, Unheimliches, erinnerten mich sofort an die Gruselfilme, die ich so gerne sah. Ich weiß nicht, wieso mir das jetzt einfiel, aber ich wußte, daß es mir nicht gegen die Angst half, die mich in diesem Moment befahl. Wahrscheinlich hätte ich jetzt nicht einmal wegrennen können, wenn ich nicht angeschnallt gewesen wäre.

„Guten Tag, meine Dame, mein Herr“, aus der Nähe ohne Lautsprecher dazwischen, klang seine Stimme noch energischer. Wenn man nicht aufpaßte, tat man automatisch alles, was einem diese Stimme befahl. „Ich werde jetzt mit den Untersuchungen beginnen, schließlich wäre es ja schade, wenn ich meine Energie an sie verschwendete, obwohl sie vielleicht krank sind und möglicherweise bereits vor dem Ende des Experiments sterben könnten? Morgen fangen wir dann mit den Experimenten an. Haben sie keine Angst, ich habe die Tierversuchsphase bereits erfolgreich abgeschlossen, und ein nicht unbedeutender Teil von ihnen hat es übrigens auch überlebt“, fügte er hinzu, anscheinend um uns zu beruhigen. Nun ja, bei mir hatte das keinen Erfolg.

„Nun kann ich endlich in die klinische Phase eintreten, doch für die benötige ich menschliches Material. Leider werden in unserem Land der Forschung immer wieder Hemmschwellen in den Weg gelegt, deswegen mußte ich mir sie beide auf etwas ungewöhnlichem Weg beschaffen.“

Er fing mit seinen Untersuchungen an. Er nahm wohl so ziemlich jede Probe, die zu entnehmen war. Blut, Urin, Stuhl, einen Hautfetzen, eine Haarwurzelzelle. Ja, er nahm sogar Abstriche von den Schleimhäuten ihrer Vagina und bei mir nahm er eine Spermienprobe. Wir wurden geröntgt und mit Ultraschall untersucht. Ich weiß nicht mehr, wie lange es ging. Ich merkte nur noch, wie er mir eine Spritze setzte. Während ich in die Bewußtlosigkeit versank, dachte ich noch: „Schaffst du es irgendwann einmal wieder, normal einzuschlafen?“

## 4 Die Metamorphose

Ich erwachte wieder in meiner Zelle. Mein Kopf fühlte sich schwer an. Als ich noch überlegte, was passiert war, hörte ich eine weibliche Stimme, die aus den Lüftungsgittern zu kommen schien.

„Rüdiger? Bist du jetzt endlich wach?“

„Ja, ich bin hier und kann dich hören.“

Sie seufzte erleichtert. „Wird ja auch Zeit, ich rufe dich schon seit ein paar Minuten. Ich hatte schon befürchtet, unsere Zellen wären zu weit voneinander getrennt, aber da habe ich dich rascheln hören.“

„Es ist schön, deine Stimme zu hören. Ich fühle mich schon nicht mehr so verlassen.“

„Das geht mir genauso. Ich friere. Der Doktor hätte uns wenigstens einen Schlafanzug geben können.“

„Ich finde es eigentlich ganz warm, aber Frauen frieren ziemlich leicht, die Erfahrung habe ich schon gemacht. Ich habe Hunger.“

„Frauen frieren vielleicht schneller, aber sie scheinen auch die besseren Augen zu haben, oder hast du etwa kein Essen bekommen?“

„Was für Essen?“

„Bei mir lag eine Schüssel direkt vor dem Schlitz in der Tür.“

„Wo? Achso ja, jetzt sehe ich es auch. Was soll das sein?“

„Haferschleim oder so etwas Ähnliches. Der Doktor sollte meiner Meinung nach ruhig Kochunterricht nehmen. Wenigstens sättigt es, außerdem hast du ja wohl Hunger und schließlich kennst du ja wohl auch den Spruch 'In der Not frißt der Teufel Fliegen'.“

Der Schleim schmeckte nicht besonders gut, mir schien es so, als ob er einen bitteren Beigeschmack hatte, aber das konnte Einbildung sein. Ich war satt, noch bevor ich alles aufgegessen hatte. Ich aß aber trotzdem zuende, ich wußte schließlich nicht, wann ich das nächste Mal etwas bekam.

Ich ging zum Wasserhahn, füllte die Schüssel halb auf und trank sie aus. So gestärkt, legte ich mich wieder auf das Bett.

„Du hattest Recht, das Essen hat wirklich merkwürdig geschmeckt. Hast du eine Ahnung, was hier geschieht?“

„Woher sollte ich? Ich bin ja eben auch erst erwacht. Ich weiß nur noch, daß der Doktor uns unendlich lange untersucht hat. Dann hat er mir eine Spritze gegeben und ich bin eingeschlafen. Dann bin ich hier aufgewacht. Haben wir Tag oder Nacht?“

„Woher soll ich das wissen? Ich habe meine Uhr nicht hier, ich habe gar nichts hier. Was für Experimente kann er wohl mit uns vorhaben? Und wann fängt er damit an?“ meine Stimme begann sich zum Ende hin fast hysterisch überschlagen.

„Beruhige dich. Er hat bei der Untersuchung gesagt, er würde morgen anfangen. Nur welchen Tag haben wir?“

In diesem Moment hörte ich wieder dieses Lautsprecherknacken. „Das Experiment hat bereits angefangen. Gleichgültig, was ihnen in den nächsten Wochen widerfährt, halten sie sich ab jetzt immer vor Augen, daß es sich um irreversible Alternationen handelt. Keine Macht der Welt, auch ich nicht, kann den Vorgang jetzt noch stoppen oder gar rückgängig machen. Sie werden zunächst kleine Veränderungen an sich entdecken. Fürchten sie sich nicht, und denken sie daran: Intelligenz und Leben sind nicht an den primitiven neolithischen Körper des Homo sapiens sapiens gebunden. Von Zeit zu Zeit werde ich sie untersuchen, um den Fortschritt zu dokumentieren. Ich wünsche ihnen noch viel Vergnügen bei ihrer Konversation.“ Mit diesen Worten beendete er die Ansprache.

„Was kann er bloß meinen?“ fragte ich, recht hilflos.

„Ich weiß es auch nicht, aber ab jetzt sollten wir vorsichtig in der Wahl unserer Worte sein. Wahrscheinlich belauscht er uns die gesamte Zeit. So wie ich mir den Mistkerl vorstelle, nimmt er auch jede Minute auf Videoband auf, damit er sich später daran aufgeilen kann!“ Ihre Beschimpfungen gingen noch weiter, aber ich schweifte in meinen Gedanken ab. Langsam begann ich, mir ein Bild von Sonja zu machen.

Diese Frau hatte etwas, eine Sicherheit und Bestimmtheit, die mir fehlte. Ich spürte instinktiv, daß ich ihre Kraft brauchen würde, um die kommenden Ereignisse durchzustehen.

„Spürst du etwas von den Veränderungen, von denen er sprach?“ fragte ich.

„Ich bin mir nicht sicher. Es juckt bei mir alles, ich könnte mich überall kratzen, aber besonders stark juckt es kurz über meinem Hintern.“

„Am Steißbein? Dort, wo die Affen ihren Schwanz haben? Ja, da juckt es auch bei mir. Das muß ein Teil des Experimentes sein.“

Wir verbrachten die Tage in den Zellen damit, uns zu unterhalten. Ich erfuhr viel über sie und sie erfuhr viel über mich. Trotz der Zellenwände, die uns körperlich trennten, kamen wir uns immer näher. Im Laufe dieser nächsten Tage stellten wir dann auch weitere Veränderungen an uns fest. Unsere Haut wurde eigentümlich rau und verlor ihre rosa Farbe, bei mir wurde sie irgendwie knalliger, bei Sonja veränderte sie sich eher ins Grünliche.

Über dem Hintern bildete sich etwas, das ich anfangs für einen großen Pickel hielt. Irgendwann war dieser dann so dick und fest, daß ich es aufgab, auf dem Rücken zu schlafen. Das war auch die Zeit, zu der ich ein merkwürdiges Ziehen im Schulterbereich feststellte.

Von Zeit zu Zeit wurden wir betäubt und vom Doktor untersucht. Zuerst lagen wir auf dem Rücken, später dann legte er uns auf den Bauch. Bei diesen Untersuchungen hatten wir die Gelegenheit, uns gegenseitig zu betrachten und uns nur durch den direkten Augenkontakt Mut zuzusprechen.

Die Veränderungen machten auch vor unseren Gesichtern nicht halt. Sonjas Gesichtszüge nahmen langsam etwas Dämonenhaftes an. Ich weiß nicht, wie ich das genau beschreiben soll, es war eher ein Gefühl. Vielleicht lag es an der Farbe ihrer Haut? Vielleicht auch daran, daß ihre Augen einen Rotstich bekamen? Möglicherweise lag es auch daran, daß ihre Züge härter wurden, die Nase und das Kinn spitzer, die Ohren länger? Ich weiß es nicht genau, aber wie sie mir bestätigte, geschah das selbe auch mit mir.

Bei all diesen Untersuchungen schien der Doktor recht zufrieden zu sein. Er nahm seine Proben und pfiff gelegentlich auch vor sich hin. Für ihn schien es ein großer Spaß zu sein. Wenn ich doch auch nur so fröhlich hätte sein können. Aber das wäre ich erst, wenn ich frei wäre, und wie sagte der Doktor: 'Es handelt sich um irreversible Alternationen', wir mußten also damit fertig werden, wie auch immer wir in Zukunft aussehen würden. Hätte ich dann überhaupt noch das Verlangen, frei herumzulaufen?

Wenige Tage später bekam ich dann eine Ahnung davon, wie ich einmal aussehen würde. Meine Haut hatte inzwischen ihre Transformation beendet und war jetzt knallrot und echsenartig glänzend und hart. Mein Schwanz, denn als solchen hatte ich ihn mittlerweile erkannt, wuchs und wuchs, er maß jetzt schon etwa einen Meter und wurde immer länger und kräftiger. Noch hatte ich keine rechte Kontrolle über ihn, allerdings ahnte ich, daß er sich einmal als recht nützlich erweisen könnte.

Mein Haar war mir am ganzen Körper ausgefallen und nur am Kopf schien neues zu wachsen. Aber diese Haare waren nicht mehr menschlich. Sie hatten sich dem gesamten Körper angepaßt und fühlten sich hart und widerspenstig an, fast wie bei einer harten Bürste. Die Farbe unterstrich diesen fremdartigen Charakter, denn meine Haare erstrahlten in einem kräftigen Blau. Bei Sonja war rotes Haar gewachsen, aber in einem Rot, das ebenfalls nichts Menschliches an sich hatte.

Eines Nachts hörte ich Sonja schreien. Diese langen, lauten, furchteinflößenden Schreie, nur unterbrochen durch leises Wimmern, brachen immer wieder so ab, als ob sie keine Luft mehr bekam. Ich bekam es mit der Angst zu tun.

„Sonja, was ist los, was ist mit dir bloß los?“

„Schmerzen, Schmerzen überall. Im Leib Schmerzen, es tut so weh. Ich kann nicht mehr.“

„Gib’ dich nicht auf, kämpfe gegen den Schmerz an, du bist stärker als er, halte dir das vor Augen!“

„Ich will nicht mehr, ich will sterben“, kam ihre Stimme gepreßt über die Klimaschächte, „Ich will so nicht leben, ich kann so nicht leben, ich bin ein Monster!“

„Gib’ dich nicht auf. Solange du lebst, besteht Hoffnung!“

„Hoffnung, was für eine Hoffnung? Leben als Monster, nein, ich will nicht!“

„Aber ich liebe dich! Ich kann ohne dich nicht mehr leben, ich kann diese Situation ohne dich nicht durchstehen, ich brauche deine Stärke!“ Wo blieb bloß der Doktor? Schief er? Er belauschte uns doch sonst ständig. Wo war er, wenn man ihn brauchte? Er war zwar ein Monstrum, aber er war der Einzige, der Sonja helfen konnte, zu überleben.

„Doktor, wachen sie auf, melden sie sich!“ Ich hämmerte an den Wänden und an der Tür. Ich trat, und ich schrie, ich machte einen Lärm, der Tote geweckt hätte. Endlich – nach einigen Minuten hörte ich eine verschlafene Stimme: „Was ist?“

„Sonja! Sie hat Schmerzen, helfen sie ihr!“

„Moment, ich schaue nach.“ Ich hörte noch, wie er den Lautsprecher ausschaltete, dann trat Stille ein. Ich merkte erst jetzt, daß Sonja vor einiger Zeit aufgehört hatte zu schreien. Hatte sich ihr Körper in eine Ohnmacht geflüchtet, um den Schmerz nicht mehr aushalten zu müssen, oder war Schlimmeres geschehen?

Ich hoffte, sie würde es überleben, denn das, was ich ihr gesagt hatte, stimmte. Ich liebte sie, ich konnte ohne sie nicht mehr leben, diese Zeit nicht ohne sie durchstehen. Was sollte ich machen, ganz alleine? Ohne daß mir jemand die Kraft zum Leben gab?

Jetzt hörte ich, wie jemand in ihren Raum trat und anscheinend etwas Schweres, Plumpes auf einen Wagen hievte. Als ich mir vorstellte, was dieses plumpe Etwas war, wurde mir fast schlecht.

Die Zeit schien sich kaugummiartig in die Länge zu ziehen. Ich lauschte angestrengt, aber kein Laut war zu hören außer dem Schlagen meines Herzens und dem leisen Summen der Klimaanlage. Ich weiß nicht, wie lange ich tatsächlich gewartet habe, es können zehn Minuten oder zehn Stunden gewesen sein, aber auf einmal hörte ich wieder den Knackser aus dem Lautsprecher. „Sie wird es überleben. Ihr Körper hatte einen Nährstoffmangel, daraufhin reagierte er mit Krämpfen. In ein paar Tagen ist sie wieder vollständig genesen. Ich werde ab jetzt der Nahrung

den betreffenden Stoff beimischen.“ Die Erklärung klang eher wie ein medizinischer Bericht, als nach einer Erklärung für mich.

Ich war beruhigt. Jetzt trat zwar wieder Stille ein, aber sie war weniger aggressiv, eher voller Hoffnung. Irgendwann hörte ich, wie sich Sonjas Zelle öffnete und sie auf das Bett gelegt wurde. Wenig später stieß sie diese leisen Stöhnlaute aus, die ihr Erwachen ankündigten.

„Wie geht es dir?“ war meine erste Frage.

„Schwach, sehr schwach. Ich war wohl wirklich am Rande des Todes. Sag’ mal, das, was du mir vorhin gesagt hast, meinst du das ehrlich?“

„Ja, es stimmt, es stimmt aus vollem Herzen, ich liebe dich. Spürst du es auch?“

„Ja, irgendwie schon. Aber trotzdem. Irgendwie verliere ich immer mehr die Hoffnung. In was haben wir uns verwandelt? In Bestien, in Monster. Selbst wenn wir jemals wieder hier raus könnten, wir könnten uns nie mehr zeigen. Man würde uns jagen, uns töten, uns in Laboratorien stecken, nur weil wir anders sind. Ich hatte früher einen so schönen Körper, ich war durchtrainiert, meine Haut war sonnengebräunt, er hatte nicht einen Makel. Und jetzt?“

„Jetzt hast du einen Körper, der etwas Besonderes ist! Du bist immer noch schön. Vielleicht nur in meinen Augen, ich weiß es nicht, aber du hast immer noch etwas Anziehendes an dir. Du hast wahrscheinlich erheblich stärkere Muskeln, als du jemals hattest, obwohl du hier nicht trainieren kannst. Du hast eine makellose Haut, auch wenn Grün etwas gewöhnungsbedürftig ist. Du bist einfach besonders. Wie meinte noch der Doktor: Die Intelligenz ist nicht an eine Form gebunden.“

„Der Doktor, der Doktor. Das klingt so, als ob du ihn bewundern würdest“, kam ihre Antwort schläfrig zurück.

„Irgendwie. . . vom rein Technischen gesehen. . . schon. Er hat es geschafft, die Gene eines Menschen am lebenden Menschen zu ändern, das ist eine großartige Tat. Allerdings empfinde ich nur Verachtung für seine Methoden!“ Ich erwartete noch eine Antwort, aber Sonja war anscheinend schon eingeschlafen.

In der nächsten Zeit komplettierte sich unsere Metamorphose. Unsere Füße und Hände entwickelten Krallen mit enormer Kraft, auch lernte ich, meinen Schwanz zu steuern, der mittlerweile aus fast zwei Metern enorm muskulöser Masse bestand.

Unsere Ohren liefen oben spitz zu. Unsere Zähne waren uns zwischenzeitlich ausgefallen und wurden von etwas verdrängt, das martialischer aussah, spitze Reißfänge in einem allerdings sehr ordentlichen Gebiß.

Die Schwellung am Rücken hatte sich als Flügel herausgestellt, mit einer enormen Spannweite von etwa fünf Metern bei einer Flügelhöhe von einem Meter. Es dauerte lange, bis ich mich nicht mehr in der Nacht unbewußt auf den Rücken legen wollte, viel eher hatte ich es schon als ein Teil meines neuen Körpers akzeptiert, im Gegensatz zu Sonja, der ich immer wieder Mut zusprechen mußte. Ich wußte nicht einmal, ob diese Schwinge mehr waren als Dekoration, aber ich würde es herausfinden, das nahm ich mir vor.

Mit der Zeit hatte auch Sonja ihre Kraft wiedergefunden, sowohl physisch als auch psychisch. Sie war genauso groß wie ich und mindestens genauso stattlich anzusehen. Ich konnte regelrecht spüren, wie ihr Körper arbeitete, wie ihre Muskeln rebellierten, wenn wir an die Untersuchungsstische gefesselt waren.

## 5 Abschluß

Eines Tages, wir waren wieder zu Untersuchungen angeschnallt, eröffnete uns der Doktor: „So, die erste Phase des Experimentes ist abgeschlossen. Sie haben sich tatsächlich innerhalb eines halben Jahres vom Menschen in eine bis dato unbekannte Spezies verwandelt. Jetzt muß die zweite Stufe erfolgen. Ich werde sie beide für kurze Zeit in eine gemeinsame Zelle legen. Dort werden sie sich paaren. Wenn aus dieser Verbindung wirklich Leben entstehen sollte, habe ich eine neue Lebensform geschaffen!“

In mir regte sich der Widerstand. „Und wenn wir uns weigern, wie Laborratten zu kopulieren?“

„Seid ihr etwas Anderes als größere Wistaratten? Ich kann über euch verfügen, euch jederzeit bestrafen. Wie wäre es, wenn ich euch einsperren und keine Nahrung mehr geben würde. Nun“, mit diesen Worten wendete er sich Sonja zu, „es sollte dir klar sein, daß ich dich auch künstlich mit dem Sperma deines Freundes befruchten könnte. Ich wollte nur, daß ihr etwas Vergnügen vor seiner Vivisektion habt.“

„*NEIN!*“ schrie ich auf und mit einer mir bis dahin ungeahnten Kraft schlug ich mit meinem Schwanz nach dem Doktor, der völlig überrascht wurde. Er flog gegen die Wand und sackte zusammen. Ich riß mit aller meiner Kraft an den Fesseln, aber Sonja war schneller. Eine ihrer Fußfesseln zerriß mit einem lauten Knall. Mit den Krallen des Fußes befreite sie auch den anderen und damit dann die übrigen Gurte. Bevor ich auch nur eine Hand frei hatte, war sie aufgesprungen und half mir.

Da waren wir nun, der Doktor lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden, wir beiden saßen befreit, aber ohne Perspektive uns gegenüber. „Was sollen wir nun tun?“ fragte sie mich.

„Fliehen! Was sonst? Du hast doch gehört, was er mit mir vorhatte. Ich lasse mich jedenfalls nicht bei lebendigen Leib zerstückeln! Wir sind für ihn keine Menschen, sondern nur 'größere Wistaratten', was das auch immer für Viecher sind. Auf alle Fälle etwas, das er ohne Skrupel töten wird, wenn es seinen Zweck erfüllt hat.“

„Wohin sollen wir denn deiner Meinung nach fliehen? Wir können nicht so einfach auf die Straße hinaustreten und sagen 'Hallo Jungs, wir sehen zwar etwas anders aus, aber wir sind auch Menschen'“

„Da hast du schon recht. Aber das sollten wir an einem sicheren Ort diskutieren, oder kannst du mir sagen, wie lange der Doktor bewußtlos bleiben wird? Ich weiß es auch nicht. Ich schlage vor, wir laufen erstmal auf's Dach, von da haben wir den besten Überblick und können dann entscheiden, was wir tun wollen.“

Als wir den Untersuchungsraum verließen, kamen wir auf einen kurzen Flur, von dem sechs Türen, zwei auf jeder Längsseite, je eine am Kopf- und Fußende ausgingen. Wir öffneten jede Tür, um einen Ausgang zu finden. Zwei Räume direkt gegenüber des Raumes, aus dem wir gerade kamen, entpuppten sich als unsere Zellen, der Raum am Fußende war anscheinend gleichzeitig Lager und technischer Raum. Neben einem Gerät, das offensichtlich zur Klimaanlage gehörte, standen mindestens zwei Dutzend Gasflaschen verschiedener Größen und Farben. Außerdem machte ein großes Dieselaggregat, das offensichtlich der Stromerzeugung diente, gehörig Geräusche. Die Auspuffrohre, sowie die Frischluftzufuhr führte nach oben zur Decke, es konnte also wohl nicht weit zum Dach sein.

Neben dem Untersuchungszimmer befand sich anscheinend der Wohnbereich des Doktors. Auf einer Seite stand sein Bett, die andere Wand wurde von einem Haufen Monitoren bedeckt, die jedoch zur Zeit alle ausgeschaltet waren. Auf dem Boden häuften sich Papiere, Plastiktassen und -teller, und alles strömte einen seltsam muffigen Geruch aus. Wir schlossen schnell wieder die Tür, bevor uns schlecht wurde. Hatte sich unser Geruchssinn auch verändert? Es würde wohl erst die Zeit zeigen, was sich außer dem Aussehen noch an uns verändert hatte.

Die letzte Tür schließlich war der Ausgang. Zuerst schlug uns ein abstoßender, fauliger Geruch entgegen, dann paßten sich unsere Augen an die Dunkelheit an. Vor uns erstreckte sich ein langer Gang, der mit aufgeplatztem Linoleum bedeckt war. Dutzende von Räumen erstreckten sich zu beiden Seiten.

Wir öffneten probenhalber einige von ihnen, sie boten alle dasselbe Bild: Leere Räume, an den Wänden zum Teil vergilbte Kalender und Pläne, blinde Fenster und überall dieser ekelhafte, faulige Gestank. Wir mußten hier raus!

Ich hielt es nicht mehr aus, mit einem lauten Schrei stürmte ich zu einem Fenster und stieß meine Fäuste mit aller Wucht hinein. Die Scheibe zerplatzte mit einem lauten Knall in tausende von Scherben, und kühle, frische Luft kam uns entgegen.

Ich zog mir, verwundert über mich und meine Reaktion, ein paar Splitter aus meinen Händen, ohne daß es schmerzte oder anfang zu bluten. Diese neue Haut war äußerst widerstandsfähig. Sonja näherte sich von hinten, und legte mir ihre Hand beruhigend auf die Schulter. Gemeinsam sahen wir aus dem Fenster.

Es war Nacht, aber durch den Vollmond war trotzdem alles gut zu erkennen, fast wie am hellichten Tag. Vor uns erstreckte sich ein großes Flachdach einer alten Fabrik, in deren Büroräumen wir also die letzten Monate gefangen gewesen waren. Im Hintergrund sahen wir das Lichtermeer der Stadt, das sich einem Teppich gleich bis zu den Bergen fortsetzte.

Sonja zwängte sich an mir vorbei, öffnete das Fenster, an dessen Rahmen noch einige große Scherben hingen, und kletterte hinaus. Ich half ihr bei ihren Flügeln, danach half sie mir ins Freie. Wir gingen über das mit Kies bedeckte Dach bis zum Rand und sahen uns weiter um.

Jetzt erst spürte ich die Nacht richtig, ich sah sie, ich roch sie, ich hörte sie und fühlte sie. Ich hörte die Grillen, die ihre Lockrufe zirpten, ich roch die Büsche, in denen sie saßen, ich fühlte die kühlende Sommerluft, es war sternenklar, und über uns leuchtete der Vollmond heller und klarer, als ich ihn jemals gesehen hatte. Ich liebte die Nacht und an diesem Abend verliebte ich mich endgültig in sie.

Sonja stand neben mir und genoß anscheinend ebenfalls das Gefühl, als mir plötzlich eine Erkenntnis in den Kopf schoß. „Ich kenne die Fabrik! Es ist die alte Keksfabrik. Weißt du noch? Sie wurde vor fast zwanzig Jahren geschlossen. Zuerst sollte hier ein Hotel entstehen, dann haben sich die Anleger mit der Stadt zerstritten und woanders gebaut, seitdem sitzen sie auf diesem Grundstück fest.“

Sie war aufgrund meines Ausrufs zusammengezuckt, hatte sich dann aber schnell wieder unter Kontrolle. „Ich bin erst vor zwei Jahren hierher gezogen, mir sagt das alles nichts. Aber viel wichtiger ist: Wie kommen wir hier weg? Ringsherum sind Wohngebiete und im Norden ist das Zentrum, dorthin können wir schon gar nicht! Wir kommen hier nicht weg, und selbst wenn, wohin sollen wir?“

„Das hast du mich schon mal gefragt, und ich glaube, ich weiß jetzt eine Antwort. Warst du schon mal im Industriegebiet im Norden? Dort stehen doch einige alte Fabriken leer, dort

können wir wenigstens eine gewisse Zeit lang unterkommen. Später fällt uns schon noch etwas anderes ein.“

„Und wie kommen wir jetzt von hier weg? Soll ich schon mal auf die Straße und ein Taxi rufen?“

„Scherzkeks! Nein, natürlich nicht. Wir fliegen dorthin!“

„Fliegen?“ Sie kräuselte ihre Stirn und sah mich fragend an. „Machst du Witze?“ Als sie meinen Gesichtsausdruck bemerkte, fragte sie nur noch, „Das meinst du nicht im Ernst, oder?“

„Doch, und ob ich das ernst meine. Wir haben Flügel, also warum sollten wir sie nicht nutzen können? Hattest du vorher schon jemals einen Schwanz? Nein, aber trotzdem kannst du ihn bewegen und steuern. Wieso also sollte uns das nicht mit den Flügeln gelingen?“

„Du spinnst, aber ich sehe keine andere Chance, von hier zu entkommen, laß' es uns versuchen.“

Wir breiteten unsere Flügel aus, und versuchten, damit zu flattern. Der Staub wirbelte auf, kleine Kiesel stoben durch den Luftzug zur Seite, aber nichts geschah, wir hoben einfach nicht ab, schließlich stellten wir den Versuch ein. Ich sah den verzweiferten Ausdruck auf Sonjas Gesicht, und entschied mich für eine Verzweiflungstat.

„Wir können halt nicht aus dem Stand losfliegen, aber wir können bestimmt gleiten!“ Mit diesen Worten faltete ich meine Flügel aus, und nahm einen langen Anlauf.

Ich hatte so selbstsicher getan, tatsächlich aber wuchs meine Panik vor dem Abgrund mit jedem Schritt, den ich mich ihm näherte. Wir hatten zwar in unseren Zellen häufig über das Fliegen gesprochen, hatten uns überlegt, wie es denn sein könne, was für ein Gefühl es wohl wäre, jedoch war es etwas anders, darüber zu reden, oder kurz davor zu sein, es ausprobieren zu müssen.

Ich hatte Angst, schlichte Angst, es könnte nicht funktionieren, Angst, der Doktor hätte einen Fehler begangen, der jetzt unser Ende bedeutete.

Der letzte Schritt ging ins Leere, ich sackte um ein paar Meter ab. Als ich schon dachte, es wäre aus mit mir, erfaßte mich eine Böe und hob mich an. Ich fing an, mit den Flügeln zu schlagen, und merkte, wie ich weiter an Höhe gewann. Meine Angst nahm ab, je mehr Sicherheit ich gewann. Bald schien es mir, als ob ich spüren könne, wo mit Auf- beziehungsweise Abwind zu rechnen war. Ich fing an, das Gefühl zu lieben, wie der Wind über meine Haut strich, wie es in den Ohren pfiß, wenn mich eine Böe erwischte, ich liebte die Kraft, mit der sich meine Flügel diesem allen siegreich entgegenstellten.

Ein Pfiff von oben brachte mich zurück in die Realität. Verwundert schaute ich nach oben und entdeckte Sonja, wie sie souverän über mir dahinglitt.

„Willst du noch lange hier herumtrödeln? Ich hab gedacht, wir wollten nach Norden!“ In einer schwungvollen Kurve glitt sie an mir vorbei. „Das Gefühl ist genial, nicht wahr?“

„Ja, ich fühle mich wie ein Vogel, jetzt spüre ich die Freiheit, die Grenzenlosigkeit, die Unendlichkeit. Bei allem, was der Doktor uns auch angetan hat, dieses Gefühl ist fast die Entschädigung dafür.“

Sie übergang meine Bemerkung und sagte: „Laß' uns jetzt Richtung Norden ziehen, wer weiß, wieviel Kraft wir dafür brauchen.“

Wir flogen also Richtung Norden in einer Höhe von etwa einhundert Metern und sahen die Stadt unter uns hinwegziehen. Wir sahen die Autos wie Spielzeuge unter uns herfahren. Wir

sahen die Fußgänger, und hofften, sie würden nicht in den Himmel blicken, und uns zufällig bemerken, wobei es natürlich eine schöne Überschrift in unserer Lokalzeitung bedeutet hätte. 'Monster über der Stadt', das klingt doch gut, oder?

Am Ende der Reise merkte ich, daß meine Muskeln doch noch etwas untrainiert waren, das Fliegen strengte immer mehr an, aber da tauchte eine Fabrik vor uns auf und sah uns mit an tote Augen erinnernden dunklen Fensternhöhlen an. Wir landeten vorsichtig auf dem Dach und spähten in das Innere, aber weit und breit schien kein Mensch zu sein.

Wir flogen hinein. In einer Ecke waren Lagerräume oder ähnliches. Die meisten Türen waren von Trümmern verschüttet und ließen sich nicht öffnen, doch bei einer Tür hatten wir schließlich Erfolg. Die Halle dahinter war nicht besonders groß, vielleicht zwanzig mal dreißig Meter, aber sie war eine gute Zufluchtstätte. Wir schlossen die Tür wieder, verbarrikadierten sie und versicherten uns, daß es keinen anderen Weg in diesen Raum gab.

Dann fielen wir in einen langen, traumlosen Schlaf.

## 6 Das Ende

'Das Ende' ist so eine harte Bezeichnung, ich sollte es besser 'einen neuen Anfang' nennen, nur die Geschichte die ich erzählen wollte, endet hier beinahe. Der Rest ist eigentlich schnell erzählt. Die ersten Wochen kamen wir in dieser Lagerhalle unter und ernährten uns von dem, was die Natur uns bot. Als wir merkten, daß pflanzliche Nahrung nicht reichte, machten wir uns auch auf die Jagd nach Tieren. In Ermangelung geeigneter Waffen jagten und erlegten wir die Tiere mit unseren Klauen und Reißern. Zugegeben, wer uns dabei beobachtet hätte, wäre bestimmt nicht auf den Gedanken gekommen, daß es sich bei uns um intelligente Wesen handelte. Aber die Situation verlangte Ausnahmen und dies war eine, außerdem jagten wir bei Nacht und schliefen am Tag, damit die Gefahr einer Entdeckung gering blieb.

Dennoch, so konnte es nicht weitergehen. Wir wußten nicht, ob der Doktor meinen Angriff überlebt hatte, und wenn er überlebt hatte, wußte er genauso wie wir, daß wir nicht einfach in unser altes Leben, zu unseren Freunden zurück konnten, also würde er jeden Platz durchstreifen, bis er uns gefunden hatte. Außerdem konnte diese Halle jederzeit abgerissen werden oder wir konnten anderweitig entdeckt werden.

In den Wäldern fanden wir dann eine Heimat. Seither streifen wir umher. Tagsüber schlafen wir in schwer zugänglichen Höhlen in Felswänden, des Nachts streifen wir durch die Stadt, immer auf der Suche nach etwas Eßbaren. Wir können zwar sehr gut Tiere jagen, nur tief in unserem Herzen sind wir immer noch Menschen und keine Tiere, und wir sind immer noch süchtig nach den Nahrungsmitteln der modernen Gesellschaft wie Schokoriegel, Würstchen, Brot oder auch exotischen Früchten.

Und das ist genau das, wo Sie ins Spiel kommen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, des Nachts einfach etwas Eßbares vor die Hintertür zu stellen? Am besten zugedeckt, damit sich keine Tiere daran zu schaffen machen? Wir möchten nicht viel, aber wir brauchen etwas zu essen, besonders jetzt, wo meine Frau sich nicht mehr mit mir auf die Suche begeben kann.

Der Doktor hat wirklich exzellente Arbeit geleistet. Ich denke, er wäre stolz, wenn er das hören würde: Meine Frau ist schwanger.

## **7 Schlußbemerkung**

Diese Geschichte wurde am 23. und 24.08.97 von Michael Vogel geschrieben.

(c) 1997 by Michael Vogel, überarbeitet am 25.08.97

Zweite Überarbeitung am 17.09.97, mit Dank an Silke Dinter für ihre Hilfe.

Dritte Überarbeitung am 31.01.98.

Vierte Überarbeitung zwischen dem 21.02.98 und dem 23.02.98, mit Dank an Judith Rau für ihre ausführlichen Kommentare.

Fünfte überarbeitete Fassung am 28.02.98, mal wieder mit Silkes Hilfe.